



Du oder ich? Meist verliert der Stier den Kampf in der Arena und bezahlt dafür mit seinem Leben. Die Menschen jubeln.

Foto laif

## Ein paar Sommertage voller Spektakel

Was die meisten vom Stierkampf wissen, ist nicht viel, gemessen an dem, was man wissen könnte, und ein Großteil dieses Wenigen hat mit Hemingway zu tun. Seine Schilderungen begründeten in Pamplona den Tourismus der *San Fermín*s, das Stierlaufen im Vollrausch, den Ritus einer Handvoll Sommertage voller Spektakel und schlimmer Hornverletzungen, wenn vor allem nord-amerikanische Amateure sich tollkühn unter Könnern mischen. So weit das Klischee. Daneben gibt es noch den grandiosen Essay der schottischen Schriftstellerin A.L. Kennedy, eher ein Versuch über den Tod als über den Stierkampf, und ansonsten die Kampagnen im Internet für und wider die Tauromachie. Der Rest ist Verharren in den alten Gräben, hin und wieder durchbrochen von der Frage: „Warst du schon mal beim Stierkampf? Und? War es nicht ekelhaft?“ Ein Besuch in einer kleinen spanischen Dorfarena ist im Gedächtnis geblieben, bei dem der tödlich getroffene Stier wild den Kopf herumwarf und sein Blut, das ihm aus dem Maul quoll, meterweit auf die weiße Mauer spritzte, während vom Balkon der Wohnung gegenüber eine Frau zuschaute, die Hand auf der Wäscheleine. Wem dabei nicht schlecht wird, der könnte für den Stierkampf gemacht sein.

Das Thema lässt sich nicht objektiv behandeln, denn zwischen der Leidenschaft der *Afficionados* und der Abscheu der Stierkampfgegner existiert kein neutrales Terrain. Den Bibliotheken von Spezialliteratur, die auf Spanisch, aber auch in deut-

Kunst oder Barbarei?

Rolf Neuhaus hat eine großartige Kulturgeschichte des Stierkampfs verfasst.

scher, französischer und englischer Sprache dazu geschrieben wurden, hat der Spanienkenner Rolf Neuhaus unter dem schlichten Titel „Der Stierkampf: Eine Kulturgeschichte“ ein stattliches Kompendium hinzugefügt. Es hätte verdient gehabt, zwischen festen Buchdeckeln zu stecken, denn jeder Stierkampffinteressierte wird diesen sorgfältig recherchierten, glänzend geschriebenen Band so lange zur Hand nehmen, bis die Klebebindung zerfällt.

Der Einstieg ist eine strategische Meisterleistung. Auf vierzig Seiten sichtet Neuhaus unter der Überschrift „Kunst oder Barbarei?“ Argumente zum Stierkampf aus den letzten zweihundert Jahren, ohne seinerseits zu bekennen, wo er steht. Ortega y Gasset, Hans Christian Andersen, Rubén Dario, Théophile Gautier, Federico García Lorca, aber auch Zeitgenossen wie James Michener kommen zu Wort. Ob Gegner oder Fürsprecher, die Auffassungen sind radikal subjektiv. Auffallend ist, wie stark der Stierkampf die Kindheits-erinnerungen vieler Spanier geprägt hat, aber ebenso, wie schnell Ausländer seiner Magie erliegen, unabhängig davon,

ob sie darin am Ende eine hohe Kunstform oder sinnloses Abstechen sehen. Die meisten Menschen, so vermutete der junge Juan Goytisolo (der Hemingway Ende der fünfziger Jahre nach Nîmes begleitete), gingen aus Neugier in die Arena, und zwar, „um Trieben, die für gewöhnlich unterdrückt sind, die Zügel schießen zu lassen, und aus der uneingeordneten Lust, Blut fließen zu sehen“.

Doch auch der Witz der Enthusiasten lässt an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Er begreife den Protest gegen den Stierkampf nur bei denen, schrieb Henry de Montherlant, „die zu gleicher Zeit gegen die Jagd, gegen den Fischfang, gegen die Zähmung der Tiere, gegen das Droschenpferd, gegen den eingesperrten Vogel, gegen den zehn Jahre lang angeketeten Wachhund protestieren, bei denen, die weder Fleisch noch Fisch essen, sich in keine tierischen Stoffe kleiden und nicht einmal ihre Läuse töten würden“.

Oft heißt es, das heutige Stierkampfpublikum schrumpfe, und eigentlich halte nur noch der (meist unbedarfte) Spanien-tourist, der die prickelnde Angelegenheit des Live-Tötens einmal gesehen haben will, die *corrida de toros* am Leben. Doch

die vom Autor beschriebene Tendenz legt den Umkehrschluss nahe: Seit den frühen neunziger Jahren hat sich die Zahl der permanenten Arenen in Spanien von vierhundert auf fünfhundertfünfzig erhöht. Bezahlsender sichern sich die Fernsehrechte an den großen *Ferías* von Sevilla, Madrid und Pamplona, und die allgemeine Richtung ist wohl die, das einst rohe, archaische, wenngleich nach festen Re-

geln ablaufende Ritual in die moderne spanische Konsumentenkultur einzubinden – „morgens Einkauf, mittags Essen, nachmittags Stiere, abends Kino, nachts Bars, und am besten alles am gleichen Ort, der selbstverständlich über einen Großparkplatz verfügt“.

In der wichtigsten Frage von allen gibt Neuhaus der Wissenschaft vor dem Sentiment den Vorzug: Er schreibt seine Kulturgeschichte wohl nicht allein deshalb, weil ihm das Thema gefällt oder er der Verbreitung der Tauromachie dienen will, sondern eher, weil es darüber zwischen harten Fakten und wirkungsmächtigen Legenden so unendlich viel mitzuteilen gibt. Und zwar jenseits der Erwägung, ob einem gefällt, was mit dem fünfhundert Kilo schweren Stier in der Arena geschieht. Der Ruhm des Stieres als Symboltier für Stärke, Potenz und Fruchtbarkeit ist von den Göttern Ägyptens, Babyloniens, Assyriens, Anatoliens, Persiens und Palästinas belegt. Zugleich war der Stier, wie beim kretischen Minotaurus, Sinnbild der zerstörerischen Naturkraft.

In vielen dörflichen Stierspielen, die Neuhaus ebenso ausführlich wie elegant schildert, leben diese symbolischen Bedeutungen fort und bilden einen merkwürdigen Kontrast zur raschen Modernisierung Spaniens in den letzten beiden Jahrzehnten. Heute, wo einerseits die Dekadenz des Stierkampfbetriebs (überzüchtete Tiere, gierige Empresarios, lärmend-ignorantes Publikum) beklagt wird, gilt andererseits ein genau kodifiziertes Regelwerk, das sich aus der Professionalisierung des Stierkampfs seit dem achtzehn-

ten Jahrhundert entwickelt hat: Eine Beschäftigung für Adelige, die sich damit amüsierten, einem blindwütigen Stier vom Pferd aus den Garaus zu machen, hat sich in den klassischen Aufsteigersport für Minderbemittelte verwandelt. Dass er zu Fuß ausgeführt wird, verrät den Plebejer. Deren würdigste Vertreter vermitteln auch heute noch eine Ahnung von Tragik, Ironiefreiheit und bewusst gewählter Gefahr, eine Mischung, die wohl nur in der Arena zu haben ist.

Sollen die Leser sich also trauen? Sie sollen. „Wir empfehlen eine Corrida de toros in einer Plaza erster oder zweiter Kategorie mit sachverständigem Publikum, wenn Ihnen am Stierkampf gelegen ist, und mit malerischem Publikum, wenn Sie das Ambiente interessiert.“ Natürlich beschreibt der Autor auch die Architektur der Arena und erzählt die großen, manchmal mit dem Tod endenden Heldengeschichten. Seine Darstellung hat er mit langen, teils mehrseitigen Zitaten bedeutender Schriftsteller gespickt (nicht ohne deren Fehler zu korrigieren); das macht den Band auch als Quellsammlung attraktiv. Von besonderer Schönheit sind das Kapitel über höfische Stierfeste, die minuziöse Beschreibung des Ablaufs einer *Corrida* und die geradezu poetische Pedanterie bei der Aufzählung einiger der vielen Bezeichnungen, die ein Kampfstier je nach Charakter, Verhalten und Aussehen bekommen kann; insgesamt sind es zweihundertfünfzig. PAUL INGENDAY

**Rolf Neuhaus: „Der Stierkampf“. Eine Kulturgeschichte.** Insel Verlag, Frankfurt am Main, Leipzig 2007. 360 S., Abb., br., 12,- €.

## Als das Universum abkühlte, war es um die Symmetrie geschehen

Nicht ohne mythische Prägnanz: Im kosmischen Reiseführer von Paul Davies lässt sich viel über die moderne Physik lernen

Es gibt große und es gibt sehr große Fragen. Die sehr großen Fragen lauten etwa: Warum sind wir da? Wie hat das Universum angefangen? Wie wird es enden? Was hält die Welt zusammen? Warum sind die Dinge so, wie sie sind? Der Physiker Paul Davies stellt sie an den Anfang seines Buches, um klarzumachen, wie hoch die Einsätze sind, um die es ihm geht. Denn er möchte als Physiker vor diesen Fragen nicht kapitulieren. Er rechnet sich tatsächlich Chancen aus, sich am Leitfaden physikalischer und kosmologischer Theorien an mögliche Antworten auf diese letzten Fragen heranzutasten.

Vor allem liegt ihm die erste Frage am Herzen: Warum ist Leben aufgetaucht? Mit dem Faktum unserer Existenz gibt Davies sich nicht zufrieden. In der erwiesenen Lebensfreundlichkeit des Universums muss in seinen Augen mehr stecken. Sie sollte irgendwie erklärbar sein. Dass der Versuch dieser Erklärung sehr spekulativ ausfällt, kann nicht verwundern. Zuletzt ist es eine mit Quantenmechanik und Informationstheorie operierende Version des theologisch-philosophischen Motivs, dass die Natur im Menschen die Augen aufschlage: Das Universum hält es mit Selbsterklärung, die in Gestalt der Menschen auf den Plan tritt.

Mit Paul Valéry könnte man dazu anmerken, dass sich eben überall ein bisschen Theologie findet: auch dort, wo die Physik sich so tief und prinzipiell gibt wie bei Davies. Man kann sich diese Tiefen-anmutung freilich vom Leib halten. Es genügt dazu, einige Prämissen ganz und

gar nicht evident zu finden: Zum Beispiel die Feststellung, dass die mathematischen Gesetze der Physik „alles“ beherrschen, ihnen auch „das Universum“ gehorcht und sie „eine Art verborgenen Plan der Natur“ darstellen. Unterschreibt man das nicht – und warum sollte man es mit Blick auf das tatsächliche Vorgehen der im Plural auftretenden Wissenschaften –, verliert auch der spekulative Drive des Autors etwas von seiner Wirkung.

### Geheimnisse des Kosmos

Was für Davies einnimmt, ist der Umstand, dass er selbst gut um die Bedeutung dieser zugrunde gelegten Idee von universellen, „tief“ verankerten mathematischen Gesetzen weiß: Selbstverständlich sei sie nicht, aber um an seinem Buch Gefallen zu finden, solle sich der Leser mit ihr anfreunden. Einer solchen offener herzigen Einladung kann man sich kaum entziehen, zumal das Zusteuern auf letzte Fragen und deren notgedrungen tentative Behandlung Davies durchaus nicht daran hindert, Grundzüge physikalischer Theorien klar vor Augen zu führen.

Die kosmologischen Modelle und Theorien werden gegeneinander abgewogen. Wo in ihnen die „solide“ Physik endet und die Spekulation die Oberhand gewinnt, darüber ist unter Physikern nicht leicht Einigkeit zu erzielen. Für Davies ist besonders die Multiversum-Idee interessant, nach der es zur Bildung einer Vielzahl abgeschotteter Universen kommt, in denen ganz unterschiedliche physikalische Grundparameter eingestellt sein könnten.

Unser Universum ist in diesem Bild eine von vielen „Blasen“, die in einem sich ausdehnenden Raum spontan aufgrund von Quantenprozessen entstehen.

Herausfinden können wir über diese Welten zwar prinzipiell gar nichts, aber ausschließen sind sie auch nicht. Das muss reichen, um sie als Alternative zu jenen Theorien zu behandeln, die zwar viele Dimensionen, aber immerhin nur ein Universum ansetzen, um Gravitation und Quantentheorie unter einen Hut zu bringen. Mit Blick auf seine große Leitfrage, warum Leben entstand, findet Davies die Annahme eines einzigen Universums, das vielleicht einmal von einer vereinheitlichten „Theory of everything“ (TOE) beschrieben werden kann, unbefriedigend. Denn unabhängig davon, ob man sich eine solche TOE überhaupt ausmalen kann, lässt sie für ihn die Entstehung von Leben als bloßen Glücksfall erscheinen. Oder bescheidener formuliert: als bloßes Faktum, das unter den gegebenen Bedingungen, wie eine TOE beschriebe, nun einmal aufgetreten ist.

Von einem Glücksfall kann Davies sprechen, weil die Entstehung des Lebens offensichtlich von einigen Feineinstellungen in den physikalischen Grundparametern abhängt. Das heißt, Abweichungen von diesen Ausgangsbedingungen hätten wohl genügt, um die Entwicklung von Leben unmöglich zu machen. Und hätte es nicht auch ganz anders kommen können? Zum Beispiel ohne eine Kernresonanz bei einer ganz bestimmten „richtigen“ Energie, die die Entstehung des Kohlenstoffs erst

ermöglichte? Die Antwort auf diese Frage nach anderen möglichen physikalischen Universen hängt davon ab, was man unter einer fundamentalen Physik verstehen möchte. Nach Meinung mancher Physiker würde sie gerade darin bestehen, diese vermeintlichen Möglichkeitsspielräume aufzulösen. Andere halten es mit der Realisierung dieser Möglichkeiten in den Parallelwelten eines Multiversums. Für Davies ist das die Variante, in der die Lebensfreundlichkeit unseres eigenen Universums als Effekt einer Art von Selektion unter einer Vielzahl von Welten zu verstehen ist: Nur jene mit den „richtigen“ physikalischen Gesetzen und Parametern bringen Leben und damit Beobachter ihrer Gesetzmäßigkeit hervor.

### Leben nach dem Zufallsprinzip

Wie man sich die Entstehung solcher Paralleluniversen vorstellen kann, wird von Davies ohne technischen Aufwand erläutert. Vom symmetrischen heißen Ausgangszustand mit sehr viel einfacheren Gesetzen als den heute gültigen könnte der Prozess des Abkühlens demnach zu Symmetriebrüchen geführt haben, die kompliziertere Gesetze und Eigenschaften hervorbrachten, welche in verschiedenen kosmischen Regionen unterschiedlich ausfielen. Hat man sich erst einmal an diese Weise der Welterzeugung gewöhnt, verwundert auch der Gedanke kaum, dass sich darunter simulierte Universen befinden könnten, die auf gigantischen Computern realisiert werden. Es würde schließlich auch das ein Unterschied sein, der ei-

gentlich keinen Unterschied macht – es sei denn in einem Science-Fiction-Plot.

Sein Ziel findet Davies aber auch mit der Idee des Multiversums nicht, in dem Leben nach dem Zufallsprinzip zustande kommt. Denn immer noch müsste man bei ihm hinnehmen, dass bestimmte Möglichkeiten aus unerfindlichen Gründen realisiert sind und andere nicht. Deshalb versucht er, eine Tendenz des Uni- oder Multiversums in Richtung Leben und Geist plausibel zu machen. Leicht zu erkennen ist nicht, wie das ungefähr gehen sollte, was angesichts der zentralen Rolle, die Eigenschaften des quantenmechanischen Messprozesses dabei zu spielen haben, auch nicht überrascht. Aber die anvisierte Selbsterklärung des Universums durch die Hervorbringung von Betrachtern ist auf jeden Fall von mythischer Prägnanz. So wie sich auch Davies' Suche nach dem Zusammenfallen von physikalischer Möglichkeit und Existenz ganz gut in einer anderen Sprache formulieren ließe: Kein Zufall oder dunkler Wille Gottes darf als Begründung dafür aufgeboten werden, welche Möglichkeiten zur Existenz gelangen.

Wie immer man es mit solcher auf letzte Fragen führenden Selbstbehauptung einer kosmologisch inspirierten Vernunft hält: So wie Davies sie verfolgt, kann man dabei einiges über moderne Physik lernen. HELMUT MAYER

**Paul Davies: „Der kosmische Volltreffer“. Warum wir hier sind und das Universum wie für uns geschaffen ist.** Aus dem Englischen von Carl Freytag. Campus Verlag, Frankfurt am Main 2008. 370 S., geb., 24,90 €.

Perückenspiele

## Heute bin ich rot

Drei Worte verändern das Leben der einundzwanzigjährigen Studentin Sophie van der Stap: „Du hast Krebs.“ Doch die Diagnose ist mehr als der Beginn einer qualvollen Zeit. Die Autorin nutzt sie als Chance für einen Neuanfang im Leben und für ihr Debüt als Schriftstellerin („*Heute bin ich blond*“). *Das Mädchen mit den neun Perücken.* Verlag Droemer Knaur, München 2008. 240 S., br., 16,95 €).

„Aufräumen und Saubermachen“, das sind die Schlagworte, mit denen van der Stap ihr Leben renoviert. Doch zuvor tritt mit der Diagnose, die sie mitten im Semester trifft, das absolute Chaos in die Gedankenwelt der jungen Frau. Mit knappen Sätzen beschreibt sie den Strudel ihrer paradoxen, in schneller Folge wechselnden Gefühle. Dem Leser eröffnet sich bereits zu Beginn der Lektüre ein intimer Einblick in das Innenleben der Kranken. Einmal sieht sich van der Stap als „armes kleines Krebsbündel“, dann wieder stellt sie sich als starke Kriegerin dar, die die Herausforderung durch den Feind namens Rhabdomyosarkom annimmt. Mit zwei erhobenen Mittelfingern lässt sich van der Stap vor der ersten Chemotherapie fotografieren. Herausfordernd tritt sie ihrer Krankheit entgegen. Doch auch die Wut klingt ab. Sie macht etwas Neuem Platz, etwas, das letztlich die Oberhand über van der Stap gewinnt: Lebensfreude, trotz allem.

Van der Stap geht aus, reist, flirtet. Zunächst, um zu vergessen; dann, um zu erleben. „An dem Tag, an dem sich herausstellte, dass ich Krebs habe, ist mein Spielfeld von der Größe einer Gymnastikhalle auf die eines Fußballfeldes angewachsen.“ Unter den neun Perücken, die sie kauft, um ihre Kahlheit zu verdecken, nimmt van der Stap wechselnde Identitäten an. Als Rothaarige zieht sie durchs Nachtleben, als Blondchen bezieht sie Männer, als Brünette entdeckt sie die Ernsthaftigkeit. Van der Stap experimentiert mit Lebensentwürfen und erschafft mit Sue, Blondie oder Stella Charaktere, die sich in unterschiedlichen Welten bewegen, verschiedene Freunde finden und einen jeweils eigenen Geschmack entwickeln. Doch das Rollenspiel ist keine Flucht. In der Schnittmenge der neun Frauengestalten findet die Studentin den Kern ihrer Persönlichkeit. Ihre Autobiographie ist das Protokoll einer Suche nach sich selbst. Einer Suche nach dem, was zählt. Der Tod habe sie gelehrt zu leben, lautet eine der zentralen Aussagen van der Staps. Sie akzeptiert den Krebs und die Todesnähe als Bestandteil ihrer selbst. Sie ist alles, nur nicht das arme junge Mädchen von der Onkologie. Dabei sieht sie der Bedrohung ins Gesicht. Wenn sich van der Stap auf der Intensivstation die Fußnägel lackiert, ist dies kein Akt der Verdrängung, sondern Ausdruck trotziger Lebensbejahung.

Ebenso unkonventionell und mutig wie die Art und Weise, mit der van der Stap ihr neues Leben angeht, ist auch die Sprache, mit der sie darüber schreibt. Ihr Wortwitz verleiht der Autobiographie Leichtigkeit, wo es um die schweren Themen geht. Dabei verschweigt van der Stap weder ihre Ängste noch die Verzweiflung der Angehörigen. Sie beschreibt den Horror der Therapie, die Schmerzen, den Gestank und die Trauer über den Tod der ebenfalls erkrankten Freundin. Immer wieder muss van der Stap das Mountainbike gegen den Rollstuhl eintauschen und, an die Infusion gefesselt, die Zeit vor dem Fernseher verbringen. Einsam sind die Nächte, die sie zum Geräusch der Flüssigkeits-Pumpen wach liegt. Einsam auch die Tage, an denen sie keine Pflichtbesuche oder Anteilnahme am Krankenbett wünscht. Sie bleibt alleine mit einem, der keine Worte macht: ihrem „langen Freund“, dem Infusionsständer, den sie auf den Stationsfluren spazieren führt. Manchmal meldet er sich schrill zu Wort und schlägt Alarm, wenn sich die Werte verschlechtern. Sonst schweigt er.

Van der Stap hat ein feines Gespür für die Reaktionen ihres Umfeldes, für die Sorge der Menschen, die ihr am nächsten stehen, ebenso wie für die Blicke der Passanten, die der in die Brust operierte Kasten auf sich zieht. Bestürzt bemerkt sie das veränderte Verhalten neuer Liebhaber angesichts der Narben auf ihrem Körper oder die Betretenheit, die eine verrutschte Perücke auslöst. Van der Stap reagiert mit Selbstrironie.

Das Krankenhausleben liefert ihr Stoff für sprachlich dicke Szenen. Jede Zeile offenbart ihre Schelmhaftigkeit und unerschütterlichen Galgenhumor, wenn sie sich etwa durch den Sprachschungel aus OLVG, EPO und HB-Werten kämpft. Ebenso lakonisch wie den Klinikalltag schildert van der Stap auch den Medienmarkt, der Geschichten wie die ihre aufsaugt. Sie wird in Holland zum fragten Gast in Fernsehsendungen, beginnt für Zeitungen und Magazine zu schreiben. Van der Stap ist ein Buch gelungen, das im Gedächtnis bleibt. ANNIKA MÜLLER